

# Vom Ringen um Selbstbewusstsein einer verunsicherten Spezies - Über die Funktionen des Tieres für den Menschen

Frank Lisson M.A., freier Autor, Berlin, anlässlich der 14. Nutztiertagung „Tierwohl, Konsum und Ethik“ des Schweizer Tierschutz STS vom 1. März 2012 in Olten.

Der Mensch ist aus dem Tier hervorgegangen und herausgetreten wie der Erwachsene aus dem Kind. Das Tier ist der Ursprung des Menschen, den er nie ganz vergessen hat, wie die Mythologien fast aller Völker zeigen. Also erkannte er früh im Tier den Dämon, guten Geist und Gott. Denn das Tier war sowohl lebenspendend als auch todbringend; Nahrungsmittel wie großer Konkurrent im Überlebenskampf. Und diese – wenn man so will – *empathische*, möglicherweise sogar *atavistische* Verbindung zwischen Mensch und Tier besteht bis heute fort. Der Mensch »trägt« das Tier in sich, wie der Erwachsene das Kind: versteckt und vergraben, als seine verborgene Scham.

## 1. Das Tier als Gott und Idol

Niemand kann sagen, wann und in welcher Frühform des *sapiens* sich der Mensch zuerst nicht mehr komplett als »Tier« empfand, sondern sich »bewusst« wurde, dass er einer anderen Art angehörte als die übrigen Wesen, mit denen er seinen Lebensraum teilte. Genauso unmöglich ist es zu sagen, seit wann die ersten Hominiden damit begannen, Tiere zu jagen, sich also nicht mehr ausschließlich von Pflanzen und Aas ernährten.

Denn es muss angenommen werden, dass der Mensch nicht von »Natur aus« ein Fleischfresser ist, sondern dass er zunächst, wie die Affen, hauptsächlich pflanzliche Nahrung zu sich nahm. Bis diese ihm nicht mehr ausreichte, weil er seinen Lebensraum zu erweitern begann, das heißt, sich auf Wanderschaft begab. Vielleicht hat ihn dieser Schritt und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten überhaupt erst zum Jäger gemacht. Mit vermehrter Aufnahme von Eiweiß, Kalorien etc. wuchs sein Gehirn und die Fähigkeit, einen Vorgang zu verfeinern, den wir heute »denken« nennen. Jener positive *Circulus vitiosus*, also jener aufsteigende Entwicklungsprozess nahm seinen Lauf, der den Menschen aus seinem tierischen Dasein heraus- und in die Existenz eines notorischen »Mängelwesens« hineinführte: je mehr Fleisch (und Fisch) die frühen Hominiden verzehrten, je mehr sie also zum »Jäger« wurden, desto mehr waren sie gefordert, ihre artspezifischen anatomischen Mängel, die sie von jedem »natürlichen« Jäger unterschieden, durch »Technik«, das heißt durch »denken« zu kompensieren. – Diese Anlage, die *homo sapiens* am erfolgreichsten zu nutzen und zu entwickeln verstand, ließ schließlich allein ihn überleben, während alle anderen Menschenformen ausstarben. Nach unserem heutigen Kenntnisstand dürfen wir also behaupten, dass die Hominiden ohne den Verzehr von Fleisch »Affe« geblieben wären.

Gewiss war es vor allem das Tier, das den Menschen immer wieder an sein Unzureichendes erinnerte, wodurch sein Selbstbewusstsein lange Zeit geschwächt blieb. Deshalb wünschte er sich, »Verbindungen« in Form physischer Verschmelzung mit bestimmten Tieren einzugehen, was bereits auf gewisse Vervollkommnungsphantasien der frühen Menschen schließen lässt. Plastischer Ausdruck dieses Verlangens ist die Konstruktion von Mischwesen, wofür die griechische Mythologie später den Begriff der *Chimäre* prägte; also künstlerisch gestaltete Kreaturen, zusammengesetzt aus Mensch und Tier. Die derzeit frühesten Funde solcher weitverbreiteten Phantasiegebilde sind etwa 35.000 Jahre alt und zeigen den berühmten „Löwenmenschen“, der auf der Schwäbischen Alb gefunden wurde. Dieses Wesen besteht aus einem Menschenunterleib und dem Oberkörper samt Kopf eines Löwen, vergleichbar dem späteren Minotaurus, einem Menschen mit Stierkopf. Ähnlich auch die vogelköpfigen Götterwesen der Assyrer oder der Hindu-Gott Ganesh mit Elefantenkopf. Freilich gibt es auch die umgekehrte Variante aus Tierkörper und Menschenkopf bzw. Menschenoberkörper, wie

etwa die ägyptischen Sphinxen, die griechischen Satyrn und Kentauren, schließlich die Meerjungfrauen und Wassermänner.

Mit diesem Wunsch nach Mutation ging schließlich sogar der nach sexueller Vereinigung mit Tieren einher, wie die – wenigstens für das alte Hellas und das alte Israel nachweisbare – Verbreitung der Sodomie zeigt, deren Spuren sich auch noch in der Gestalt des Satyrs oder in dem beliebten Motiv von *Leda und dem Schwan* finden.

Und es scheint, als hätten bereits die frühesten Menschen, die ihr ambivalentes Verhältnis zum Tier reflektierten, eine Art »Dankbarkeit« denjenigen Mächten gegenüber empfunden, die sie für die »Schöpfer« aller Dinge hielten. Das Erwachen des Geistes im Menschen machte ihn zu einem *begeisterten*, spirituellen Wesen, das danach verlangte, sich Rechenschaft über die erlebten Vorgänge abzulegen. So wurde der »Geist« der Tiere verehrt wie der »Geist« der Ahnen, den man jeweils mit bestimmten Eigenschaften in Verbindung brachte, die sich von den Toten auf die Lebendigen übertragen ließen: die Kraft oder Potenz des erlegten Löwen, Mammut oder Stieres sollte auf den Jäger übergehen. Das war der Anfang einer »Vergöttlichung« des Tieres, vor dessen spezifischer Überlegenheit oder Eigenart man Respekt zeigte, indem man bestimmte Tiere mit den unterschiedlichsten Eigenschaften und aus den unterschiedlichsten Motiven heraus »heiligsprach«: etwa die Schlange bei den Ägyptern, den Stier bei den Kretern, die Kuh bei den Hindus.

Galten also manche Tiere als »unantastbar«, da man in ihnen das göttliche Prinzip selbst verehrt, so waren andere dazu prädestiniert, den höheren Mächten geopfert zu werden, um diese gnädig zu stimmen. Der Mensch glaubte schon sehr früh, er müsse den Verantwortlichen und Lenkern der Dinge *ein Opfer bringen*, da alles auf der Welt seinen Preis habe.

Also opferte er das ihm Wertvollste, das er kannte: das Leben eines Menschen – oder das eines Tieres.

## 2. Das Tier als Opfer

Woraus aber entstand dieses Bedürfnis nach Dankbarkeit gegen die höheren Mächte? Vielleicht aus der Furcht, es sei dem Menschen etwas unrechtmäßig zugefallen, weshalb er die Götter nun »bestechen« müsse, damit sie ihm nicht zürnten? Hatten also bereits die frühesten Menschen den Göttern und also auch den Tieren gegenüber womöglich ein »schlechtes Gewissen«?

Man erinnere sich der Funktionsweisen des Opfers, das stellvertretend für den Opfernden stirbt, um die Götter, den dunklen Urgrund der Welt, zu besänftigen. Der junge Hugo von Hofmannsthal hat einmal ein paar sehr schöne und aufschlussreiche Worte dazu gesagt: „Willst du versuchen, dir vorzustellen, wie das Opfer entstanden ist? ... Mich dünkt, ich sehe den ersten, der opferte. Er fühlte, dass die Götter ihn hassten: ... Da griff er, im doppelten Dunkel seiner niedern Hütte und seiner Herzensangst, nach dem scharfen krummen Messer und war bereit, das Blut aus seiner Kehle rinnen zu lassen, dem furchtbaren Unsichtbaren zur Lust. Und da, trunken vor Angst und Wildheit und Nähe des Todes, wühlte seine Hand, halb unbewußt, noch einmal im wolligen warmen Vließ des Widders. ... – auf einmal zuckte dem Tier das Messer in der Kehle und das warme Blut rieselte zugleich an dem Vließ des Tieres und an der Brust, an den Armen des Menschen hinab: und einen Augenblick lang muß er geglaubt haben, es sei sein eigenes Blut; ... er muß, einen Augenblick lang, in dem Tier gestorben sein, nur so konnte das Tier für ihn sterben.“<sup>1</sup>

Durch diesen symbolischen Opfertod wurde das Tier zum Mittler zwischen Menschen und Göttern. Gerade weil es einerseits als verwandt, andererseits als zutiefst fremd empfunden wurde, kam dem Tier diese Zwischenstellung zu: sowohl geliebt und für sakral erklärt, als auch verflucht und geopfert zu werden. Bis heute haftet dem Tier diese Doppelfunktion an.

<sup>1</sup> Hugo von Hofmannsthal, Das Gespräch über Gedichte, in: Gesammelte Werke, Bd. 3, Berlin 1934, S. 241f.

Am anschaulichsten verkörpert durch die Chiffren der tiefenpsychologischen Fundgruben des kollektiven Gedächtnisses von Völkern, den *Märchen*; etwa im *Froschkönig* oder bei *Rotkäppchen*.

Jede menschliche Entwicklungsstufe bringt also ihre eigenen Ausdrucksformen hervor, mit dem Tier als dem uns »verwandten Fremden« umzugehen. Und entsprechend ändert sich auch das Selbstbewusstsein als Mensch. Einst betonte der Mensch das ihm »Fremde« des Tieres, um sich selber als Wesen zu erhöhen, wie der abendländische Europäer es tat. Heute dagegen fällt er ins Gegenteil und beschreibt damit den »Prozess der Zivilisation« in einen postmodernen, radikaldemokratischen Zustand: er schämt sich seiner einstigen Überheblichkeit und postuliert deshalb umso entschiedener die generelle Gleichheit aller Lebewesen unter Hinweis auf deren »Verwandtschaft«.

Diesem Dogma folgend, richten sich die Menschen der westlichen Welt heute gegenseitig dazu ab, jede Form von *Ungleichheit* auszumerzen, und es erreichen die alte Opferbereitschaft und die alten Gewissensbisse neue bizarre Züge. So gibt es etwa seit den 1990er Jahren – in Analogie zu den sogenannten *Gender-Studies* – auch sogenannte *Human-Animal-Studies*, die wesentlich die gleichen Ziele verfolgen wie alle Dogmen der *political correctness*: nämlich die Unterschiede zwischen den Wesen moralisch zu desavouieren oder schlichtweg zu leugnen, um jeden Anspruch auf Verschiedenheit als rein menschliches Konstrukt zu entlarven. Tatsächlich verlangen die Vertreter der *Human-Animal-Studies*, die besondere Stellung des Menschen gegenüber den Tieren aufzuheben, da sie eine »Artengrenze« zwischen Mensch und Tier als eine weitere Form von »Rassismus« überhaupt ablehnen: „Dieses Konstrukt Mensch-Tier basiert auf der Idee, dass es ein Eigenes und ein Anderes gibt. Und das Eigene sich über das Andere stellt. Das ist ein Phänomen einer Gesellschaft, die auf Hierarchien aufgebaut ist und in der Unterschiede als Legitimation für Herrschaft verstanden werden. ... Das heißt, dass die Verhältnisse, in die wir Tiere drängen, auch in die Gesellschaft zurückspielen. Und dass es auf dieser Idee von »dem Anderen« beruht, die ja auch für Frauen oder für Menschen anderer Hautfarbe oder Menschen, die behindert sind, benutzt wird.“<sup>2</sup>

Also opfert der Mensch heute das Zweitwertvollste, das er kennt: nicht mehr das Leben eines Menschen, auch nicht das eines Tieres – sondern die *Idee der Freiheit*, die eine Freiheit zum Unterschied war. Dieses Opfer wird öffentlich erbracht, und wir können beobachten, wie jene alte Angst im Menschen wieder aufsteigt und er vor den *neuen Göttern* der jeweils mächtigen Moral furchtsam in den Staub fällt, um sich unter ihren Schutz zu stellen. – Das war mit dem berühmten *Aperçu* Gottfried Benns gemeint, wonach das alte abendländische Selbstbewusstsein eines freien Denkens an dem „*hündischen* Kriechen der Intelligenz vor den politischen Begriffen“<sup>3</sup> zugrunde gehe.

### 3. Die Funktion des Hundes im Spiegel der Gegenwart

All die genannten Funktionen, die das Tier im Laufe der Jahrtausende für den Menschen erfüllte – Anbetungsobjekt und Projektionsfläche menschlichster Wünsche, Machtgelüste und Gewissensfragen zu sein – finden wir – inzwischen reichlich profaniert – in dem Verhältnis versammelt, das der Mensch zum Hund einnimmt.

Früh hat der Hund dem Menschen als Wächter gedient. Dem Jäger und Sammler war dieses Tier ein optimaler Gefährte. Bis der Mensch sesshaft wurde und Städte baute, schützten Hunde Vieh und Horde. Zum Dank gab's einen Platz am Feuer und den obligatorischen Knochen. Der Hund war Jäger, Sklave, Freund und Müllschlucker. Das änderte sich in den ers-

<sup>2</sup> Svetlana Hildebrandt, Politikwissenschaftlerin am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin und Mitbegründerin des ersten deutschen Human-Animal-Studies-Arbeitskreises »Chimaira«, in: Synthetische Biologie. Mischwesen und gezüchtete Organe, Teil 2, Feature von Lydia Heller, Deutschlandradio Kultur, 06.10.2011.

<sup>3</sup> Gottfried Benn, Berliner Brief, Juli 1948, in: Gesammelte Werke, Bd. 7, München 1975, S. 1738.

ten Hochkulturen, als immer mehr Menschen die Aufgaben der Hunde übernahmen. Von da an sank das Image des Vierbeiners beträchtlich. Die Griechen stellten ihn als Höllenhund, Kerberos, vor das Tor zur Unterwelt. In der italienischen Renaissance war er ebenso verpönt wie bei vielen Kulturmenschen des späten 19. Jahrhunderts: „In Städten, wo es Polizei, Straßenreinigung, Feuerwehr und Bürgersteige gibt, ist der Hund ein Überbleibsel der Barbarei und müsste verboten werden wie das Schwein“<sup>4</sup>, empörte sich einst August Strindberg.

In den Hochzeiten lebendiger Kultur galt der Hund den feineren Gemütern oft als Dekadenzsymptom. Heute, da dem Menschen wiederum alles Kulturelle verdächtig scheint, weil es nach »Diskriminierung« riecht, dient der Hund erneut dazu, des Menschen Urbedürfnisse zu befriedigen: in nivellierten Gesellschaften suchen viele Menschen heimlich nach Ersatz für das verlorene Andere. Sie suchen nach Hierarchien, deren Spitze sie bilden, nach sinnstiftenden und den Tag strukturierenden Wesen, für die sie auf spielerische Weise Verantwortung übernehmen können, nach kleinen Hausheiligen, denen sie opfern wollen, um dafür belohnt zu werden, und zuletzt suchen sie vielleicht nach einem Kind, das nicht erwachsen wird, und nach einem Partner, der ihnen treubleibt. – So offenbart sich besonders am städtischen Hundehalter vor allem eins: die moderne Spielart des uralten Verhältnisses von *Herrschaft und Dienst*.

Denn es gilt: Was Gott dem Menschen, ist der Mensch dem Hund – eine »Rückversicherung« der eigenen Stellung in der Welt. Und wie Gott des Menschen bedarf, um ein Höchstes zu verkörpern, bedarf der Mensch des Hundes. Der Hund fand den Menschen, wie der Mensch Gott fand: als seinen Herrn. Vielleicht gibt es nur zwei Geschöpfe auf Erden, denen die Lust am Dienen etwas so Elementares ist, dass sie nicht voneinander lassen können. Denn erst wo der Herrscher vom Beherrschten zugleich beherrscht wird, entsteht eine tragfähige Dialektik, die beide Seiten befriedigt. – Biologen würden hier von einer Symbiose sprechen.

Zum »Herrentum« des Menschen gehörte lange das Hundehalten als Ausdruck des Aristokratischen: Friedrich der Große, Bismarck, selbst Hitler waren *demonstrative* Hundehalter. Der Demokrat ist es anstandshalber schon nicht mehr. Bei ihm ist die Lust am Hund ins Private verschoben. Sein »Herrentum« würde er nicht mehr so nennen, obwohl er es nur ein wenig »zivilisiert« hat. Im Hundehalter Thomas Mann können wir den Übergang beobachten. Die Erzählung *Herr und Hund* (1919) verrät schon manches über den Gesinnungswandel eines sich demokratisierenden Herren, der jedoch auf einen Rest Aristokratismus nicht verzichten will. Denn *Bauschan*, dem etwas tollpatschigen, weil „heruntergezüchteten“ Hühnerhund, ist die Fähigkeit zum Jagen abhanden gekommen – er trägt sie nur noch als Instinkt in sich.

„Ich habe meinem Schmerz einen Namen gegeben und rufe ihn »Hund«, sagt Nietzsche in der *Fröhlichen Wissenschaft*.<sup>5</sup> „Er ist ebenso treu, ebenso zudringlich und schamlos, ebenso unterhaltend, ebenso klug wie jeder andere Hund – und ich kann ihn anherrschen und meine bösen Launen an ihm auslassen: wie es andere mit ihren Hunden, Dienern und Frauen machen.“ – Wo Diener und Frauen nicht mehr den unteren Rand der Hackordnung bilden, bleibt beiden Geschlechtern nur der Hund, um das »innere Herrentum« – die Selbsterhöhung über ein Anderes – auszuleben. Es reicht von dem Bedürfnis, gebraucht zu werden, der täglich begegnenden Dackeloma, bis hin zum Symbol »schwarzer Streuner« im Straßenkindermilieu. – Überall ist der »Herr« in Wahrheit ein Bedürftiger, der sich im Grunde seinem Hund unterwirft.

„Die Leute haben einen Hund und sind von diesem Hund beherrscht“, schreibt Thomas Bernhard in *Beton*. „Die Menschen lieben Tiere, weil sie nicht einmal zur Selbstliebe fähig sind. Die in der Seele zutiefst gemeinsten, halten sich Hunde und lassen sich von diesem Hund tyrannisieren und schließlich kaputtmachen. Sie setzen den Hund an die erste und an die

---

<sup>4</sup> August Strindberg, *Natur-Trilogie*, München 1921, S. 53.

<sup>5</sup> Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft*, Abschnitt 312.

oberste Stelle ihrer letztenendes gemeingefährlichen Heuchelei. Lieber würden sie ihren Hund vor dem Fallbeil retten als Voltaire.“ – Autokraten wie Nietzsche oder Thomas Bernhard konnten folglich keine guten Hundehalter sein. So wenig wie sie »gute« Menschen im heutigen Sinne sein konnten. Vielleicht wären sie ihrem Wesen nach eher Katzenhalter gewesen. Denn die Katze ist das Tier der »inneren« Aristokratie: sauber, leise, geschmeidig und bis zum Hochmut eigenwillig.

Wo jedoch der Mensch sich selber noch nicht oder nicht mehr genügt, kommt er auf den Hund. – Und so ließe sich mit der Behauptung schließen: Je mehr Hunde ein Land bevölkern, desto schlechter steht es um das Selbstbewusstsein der Menschen jenes Landes.

\*\*\*